



CARLIE
SOROSIAK



If birds fly back

[Über die Liebe unter
Berücksichtigung allgemeiner
Gesetzmäßigkeiten]



Arena

Carlie Sorosiak

If Birds Fly Back

**Über die Liebe
unter Berücksichtigung
allgemeiner Gesetzmäßigkeiten**

Aus dem Englischen
von Ulrike Köbele



Carlie Sorosiak
wurde in North Carolina geboren und studierte englische
Literatur
und kreatives Schreiben in Oxford und London. Zu ihren
Lebenszielen
gehört, alle sieben Kontinente zu bereisen. Außerdem ist sie
Fan der
Gilmore Girls und verbringt gerne ganze Tage in Museen.
Momentan
reist zwischen den USA und Großbritannien hin und her,
wo sie lebt und arbeitet. »If Birds Fly Back« ist ihr

Debütroman,
der in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

*Für meine Eltern, die gesagt haben,
ich könne alles machen*



1. Auflage 2017
Copyright © Carlie Sorosiak 2017
First published 2017 by Macmillan Children's Books, an
imprint of
Pan Macmillan, a division of Macmillan Publishers
International Limited
Für die deutsche Ausgabe: © 2017 Arena Verlag GmbH,
Würzburg
Alle Rechte vorbehalten
Aus dem Englischen von Ulrike Köbele
Umschlaggestaltung: Carla Nagel, unter Verwendung von
Bildern
von © Mark Owen/Trevillion Images, © Nicola
Smith/Trevillion Images
und © Independent birds/Shutterstock.com
ISBN 978-3-401-80691-4

www.arena-verlag.de
www.twitter.com/arenaverlag
www.facebook.com/arenaverlagfans

Inhaltsverzeichnis

1. Linny
2. Sebastian
3. Linny
4. Sebastian
5. Linny
6. Sebastian
7. Linny
8. Sebastian
9. Linny
10. Sebastian
11. Linny
12. Sebastian
13. Linny
14. Sebastian
15. Linny
16. Sebastian
17. Linny
18. Sebastian
19. Linny
20. Sebastian

21. Linny
22. Sebastian
23. Linny
24. Sebastian
25. Linny
26. Sebastian
27. Linny
28. Sebastian
29. Linny
30. Sebastian
31. Linny
32. Sebastian
33. Linny
34. Sebastian
35. Linny
36. Sebastian
37. Linny
38. Sebastian
39. Linny
40. Sebastian
41. Linny
42. Sebastian
43. Linny
44. Sebastian
45. Linny

46. Sebastian

47. Linny

Danksagung

Linny

1.

Wenn du erst mal genügend Filme gesehen hast, erkennst du praktisch sofort, dass sich gleich etwas Wichtiges ereignen wird. Klassische Musik wird zu bedeutungsschwangerem Getöse. Eine Darstellerin beißt sich auf die Unterlippe und blickt vielsagend in den Sonnenuntergang. Alles passiert in Zeitlupe. Hin und wieder schwimmt ein Schwan durchs Bild.

Und im wahren Leben? Gibt es keine Schwäne. Nur so ein kribbeliges Gefühl, das sich im Bauch ausbreitet und von dort langsam in die Hände steigt, bis die Finger ganz taub werden und den Dienst versagen. Genau das passiert gerade.

Ich blinzele und blinzele gleich noch mal, aber er ist immer noch da. Álvaro Herrera. Einer der rätselhaftesten Schriftsteller in der Geschichte des Kinos. Sein Roman *Mitternacht in Miami* war Vorlage für meinen allerliebsten Lieblings-Kultfilm. Noch vor der *Rocky Horror Picture Show*, auch wenn das vielleicht schwer zu glauben ist. Sogar noch vor dieser abgedrehten Biografie über einen Mann, der sich nur mit einem Löffel durch Berge gräbt.

Doch ich starre Álvaro nicht an, weil er berühmt ist. Ich starre ihn an, weil er eigentlich tot sein sollte.

Das letzte Mal, dass ihn jemand gesehen hat, war auf einer Party im Art-déco-Viertel von Miami. Und dann, am nächsten Tag - *puff!* Kein Álvaro weit und breit. Er erschien

zu keiner Filmpremiere mehr und auch zu keinen Verabredungen mit Freunden. Drei Jahre blieb er verschwunden, kein Wunder also, dass die Leute irgendwann das Schlimmste annahmen.

Und genau aus diesem Grund glaube ich auch erst, dass ich halluziniere, als er auf zittrigen Beinen vor mir auf dem Parkplatz steht, knapp einen Meter siebzig hoch und mit einem beträchtlichen Bauch. Der Álvaro von heute sieht immer noch aus wie der Álvaro auf dem Foto hinten auf seinem Buch: die gleiche gebräunte Haut, das gleiche strahlende Lächeln, das gleiche schwarze Haar, das ihm wie ein Krähenflügel in die Stirn fällt, nur dass es inzwischen vermutlich gefärbt sein dürfte, immerhin ist er schon ... keine Ahnung. Zweiundachtzig? Alt genug jedenfalls, dass er die gleichen weißen orthopädischen Schuhe trägt, die mein Grandpa immer anhatte.

Hinter ihm parkt eine schwarze Limousine und er klopft mit den Fingerknöcheln zweimal gegen den Kofferraum.

Das ist die perfekte Einstellung. Ich erkenne das daran, dass meine Schultern kribbeln (eine Art sechster Sinn, wenn man so will). Wenn ich ganz leicht nach links schwenken würde, könnte ich alles auf einmal aufs Bild bekommen: das Licht, das in schrägem Winkel durch die Blätter der Palmen fällt, das Muschelrosa des Appartementhauses auf der anderen Straßenseite, den vermeintlich toten Filmstar, der gegen den mysteriösen schwarzen Wagen klopft. Jedes noch so kleine Detail ist stimmig, faszinierend, *bedeutungsvoll*. Die meisten Leute glauben, dass es das große Ganze ist, was beim Film zählt – die Gesamtwirkung. Aber in Wahrheit steckt alles in den winzigen Einzelheiten: dem Funkeln auf der Windschutzscheibe, den Vögeln, die in der Ferne am Himmel kreisen, dem perfekten Rosaton. Dazu irgendeine schnelle Gitarrenmusik, *et voilà* – fertig wäre der Einstieg zu einer hammermäßigen Doku, die ich zusammen mit meiner Bewerbung an der UCLA einreichen könnte.

Ich sollte auf der Stelle meine Videokamera aus dem Rucksack holen, um das Knirschen der Schritte einzufangen, während Álvaro langsam wie ein Schatten auf den Bürgersteig gleitet. Allerdings habe ich festgestellt, dass es kein wirksameres Mittel gibt, andere Menschen zu verscheuchen, als ihnen unvermittelt eine Kamera ins Gesicht zu halten. (Manchmal schmeißen sie auch mit neonblauem Wassereis nach dir. Auch nicht besser.)

Und ich kann es mir nicht leisten, Álvaro Herrera zu verscheuchen. Nicht jetzt, wo er gerade dabei ist, mein Leben zu verändern.

Dreieinhalb Meter von mir entfernt rudert Álvaro mit dem Arm, als versuche er, nach einem unsichtbaren Gehstock zu greifen. Selbst von hier aus kann ich sein großzügig aufgetragenes Aftershave riechen. Auf dem Banner über uns prangt der Schriftzug »NICHT MEHR DIE JÜNGSTEN, ABER NOCH LANGE NICHT ALT!«. Darunter steht in kleineren Buchstaben: »Wir heißen unsere neuen Bewohner und Ehrenamtler herzlich willkommen.« Er zeigt darauf und sagt zu mir (zu mir!): »*Este lugar esta hecha una mierda.*«

»Wohl wahr«, sage ich, denn der Laden *ist* echt Mist. Die Silver-Springs-Seniorenresidenz, ein monströser Betonklotz, der eingezwängt zwischen schicken Appartementblocks am Miami Beach steht, ist nicht gerade ein Luxushotel. Hier und da findet sich noch ein Hauch von Art déco, ein paar Marmorfliesen und bunte, geometrisch angeordnete Mosaik, aber sonst ist nicht mehr viel von der einstigen Schönheit des Gebäudes übrig. Ein Ort, dem man die Seele ausgesaugt hat, hätte Grace wohl gesagt.

Aus Álváros Mund kommt ein Schwall spanischer Wörter. Ich hebe die Hände, um ihn zu bremsen, und teile ihm mit, dass meine Fremdsprachenkenntnisse nur *así-así* sind. *So la-la*. Wegen meiner Hautfarbe und meiner langen dunklen Locken, die sich bei der Luftfeuchtigkeit hier wie irre kräuseln, glaubt alle Welt immer gleich, ich hätte kubanische oder kolumbianische oder puerto-ricanische

Wurzeln. Mindestens ein Mal die Woche muss ich meinen gesamten Stammbaum runterbeten, wenn mal wieder irgendjemand Wildfremdes im Supermarkt auf Spanisch auf mich einquatscht. Manchmal kann das echt nerven. Zumal hier, wo selbst die Tankstellen Tacos verkaufen, nicht jeder etwas damit anfangen kann, wenn ich erkläre: »Mein Grandpa war aus Nigeria.«

»Ah, *lo siento*«, erwidert Álvaro. Wegen der Sonne muss er die Augen zusammenkneifen, wodurch sie halb hinter seinen wollmammutartigen Augenbrauen verschwinden. Dann erkundigt er sich aus irgendeinem Grund nach meinem Namen.

»Marilyn«, antworte ich und strecke die Hand aus, als wäre ich bei einem Vorstellungsgespräch. »Also, Linny.«

Meine Eltern haben mir den Namen in einem Anfall von Sentimentalität verpasst, in Erinnerung an vergangene Weihnachtsfeste, als Uroma Marilyn noch gesund und munter war. Bloß ist er für eine Sechzehnjährige wirklich alles andere als cool. Und das liegt nicht mal daran, dass alle immer sofort an Marilyn Monroe denken. (Okay, alle bis auf meine Eltern; warum sonst hätten sie mir den Namen eines weißen Sexsymbols geben sollen?) Nein, unterm Strich ist »Marilyn« einfach ein Name für ältere Damen mit Schmetterlingsbrillen, für Frauen, die gerne in den Country Club gehen und Sparbriefe kaufen. In die Silver-Springs-Seniorenresidenz – da, wo ich heute meinen Dienst als ehrenamtliche Betreuerin anfangen –, da passt »Marilyn« hin.

Mir ist Linny lieber.

»Marilyn Alsolinny«, wiederholt er, als versuche er, die Worte zu schmecken. Die Art, wie sich seine Zunge um die Silben rollt, ist einfach wunderschön. Es klingt wie eine ganz neue Sprache.

»Einfach nur Linny«, sage ich.

Er schüttelt mir die Hand, seine Haut fühlt sich an wie eine Lage Papierhandtücher. »Sag mal. Musst du nicht in der Schule sein jetzt?«

»Äh, es ist Juni ... Sommerferien«, erwidere ich.

Er lässt die Worte eine Weile in der Luft hängen und sieht sich um, als wolle er sich vergewissern, dass wirklich Sommer ist. »Sí«, meint er schließlich, »das ist wahr.«

Von Nahem erkenne ich eine frisch genähte blitzförmige Narbe über seinem linken Auge. (Wo hat er *die* bloß her?) Der Rest seines Gesichts sieht wie zähflüssig aus, als würde es langsam, aber sicher von seinem Schädel rutschen, und die Haut an seinen Armen hängt so schlaff herunter, dass er vermutlich nur ein-, zweimal damit schlagen müsste, um davonzufliegen. Er trägt ein Hemd mit Flamingos darauf. Es ist bis fast zum Bauchnabel aufgeknöpft und gibt einen unangenehm intimen Blick auf seine beachtliche Bräune und einen Wald schwarzer Brusthaare frei. Ich frage mich, ob er die wohl auch färbt.

Und dann frage ich mich, warum ich gerade allen Ernstes über Brusthaare nachdenke. Aber es sind einfach so ... viele.

Konzentrier dich, Linny. Konzentrier dich! »Sie sind Álvaro Herrera«, sage ich.

Er lacht. »Sí.«

»Und Sie werden jetzt hier wohnen?«

»*Desafortunadamente.*«

»Ja, leider. Aber ich wüsste gerne, warum Sie zurückgekommen sind.«

Er lägt den Kopf schief, zieht einen Zigarillo aus seiner Brusttasche und angelt nach Streichhölzern. »Du stellst viele Fragen.«

»Oh. Tut mir leid, ja. Sorry. Es ist nur ...« Nur *was?* Wie soll ich ihm das bloß erklären?

Ein Chauffeur steigt aus dem geheimnisvollen Wagen, wuchtet einen Koffer aus dem Kofferraum und kommt auf uns zu. Er hält Álvaro einen Arm hin. »Nach Ihnen, Sir«, sagt er.

Álvaro winkt mir zum Abschied, aber ich folge ihnen. *Natürlich* folge ich ihnen.

Denn die Sache ist die: Vor fünf Monaten ist meine achtzehn Jahre alte Schwester Grace aus ihrem Schlafzimmerfenster geklettert und ich habe sie seither nicht mehr gesehen. (Damals gab es übrigens auch keine Schwäne; sie ist einfach eines Nachts heimlich, still und leise verschwunden, als hätte sich ein Riss im Himmel aufgetan und sie verschluckt.) Seitdem komme ich mir vor wie ein aussortiertes Möbelstück, das jemand für den Sperrmüll an den Straßenrand gestellt hat. Ich habe alles Mögliche versucht, um sie zurückzuholen: Ich rief in den Städten, in denen ich sie vermutete, in sämtlichen Motels an, ich überprüfte ihre Kreditkartenabrechnungen, lud Fotos von ihr auf Websites für vermisste Personen hoch und kontrollierte regelmäßig, ob sie ihr Handy wieder eingeschaltet hatte. Drei Tage lang ging die Polizei in Grace' Zimmer ein und aus. Meine Eltern klammerten sich aneinander. Wir sind nicht besonders gläubig, aber damals haben wir gebetet.

Doch nichts geschah.

Also fing ich an, eine Art Tagebuch über all die Leute zu führen, die verschwunden und zurückgekehrt waren. Zu behaupten, ich sei besessen, ist in etwa dasselbe, wie zu sagen, Martin Scorsese sei ein ganz passabler Regisseur (sprich: die Untertreibung des Jahrhunderts). Ich verbringe einen beträchtlichen Teil meiner Zeit damit, das Internet nach Geschichten über Menschen zu durchstöbern, die auf mysteriöse Weise zurückgekommen sind. Andere Leute haben Hobbys wie Beachvolleyball oder Krocket – ich habe Filme und mein Tagebuch der Wiederkehr. Ich habe mir überlegt: Wenn ich herausfinden kann, *warum* manche Menschen zurückkehren, dann fällt mir vielleicht auch ein, wie ich Grace nach Hause holen kann. Bis gerade eben habe ich allerdings noch nie miterlebt, wie jemand wiederaufgetaucht ist. Für mich ist Álvaro Erscheinen mehr als nur ein Wunder. Es ist *mein* Wunder, denn wenn er in

diese Welt zurückkehren kann, kann meine Schwester es auch.

Und sie *wird* es auch. Da bin ich mir sicher, so sicher, wie ich mir noch bei nichts anderem war.

Als wir in der Grundschule waren, lag im Zimmer unserer Freundin Cass ein riesiger Teppich mit einer Weltkarte auf dem Boden. Jeden Tag nach der Schule nahmen wir drei uns bei den Händen, schlossen die Augen und drehten uns auf dem Teppich im Kreis. Wir schworen uns, dass wir irgendwann zusammen dorthin reisen würden, wo unsere Füße stehen bleiben würden, wo auch immer das sein mochte. Turkmenistan, der Tschad, ein Punkt irgendwo mitten im Indischen Ozean – ganz egal. Unmittelbar bevor wir anfangen, uns zu drehen, drückte Grace meine Hand immer extrafest, um sicherzustellen, dass sie nicht ohne mich davonfliegen würde.

Daher weiß ich, dass sie zurückkommen wird.

In der Lobby der Silver-Springs-Seniorenresidenz stellt der Chauffeur das Gepäck mit einem höflichen »Hier wären wir, *Señor*« ab und Álvaro drückt ihm einen Fünfundzigscheine in die Hand.

Álvaro geht zu der Pflegekraft hinter dem Empfangstresen und verkündet: »*¡Estoy aquí!*«

Ein violette Namensschild auf dem üppigen Busen der Pflegekraft weist sie als »Marla« aus und verkündet, dass sie »Immer Für Sie Da« ist. Ihr Gesichtsausdruck, der an eine schlecht gelaunte Schildkröte erinnert, lässt anderes vermuten. Ein extragroßer Frühstücksburrito liegt angebissen neben ihrer Tastatur. »Schätzchen«, sagt sie. »Ach herrje, Schätzchen. *Burrito* und *hola* sind die einzigen spanischen Wörter, die ich kenne. Versuchen wir es doch noch mal auf Englisch.«

»Hier bin ich«, wiederholt er.

Marla antwortet: »In Ordnung, Schätzchen. Ich hole nur schnell Ihr Willkommenspaket und was Sie sonst noch brauchen und dann können wir ...«

Doch Álvaro hat sich bereits abgewandt und schlurft davon. Sein Gepäck bleibt wie bestellt und nicht abgeholt in der Lobby zurück. Eine Schwesternhelferin läuft ihm nach und ruft: »*Señor Herrera! SEÑOR HERRERA!*«

Marla rollt ihren Stuhl zurück, wodurch ihre Figur, die in etwa einem Gymnastikball ähnelt, noch deutlicher zutage tritt, und wirft mir über den Tresen hinweg einen Blick zu. Ihre Finger glänzen vor Burritofett und sie leckt sie einen nach dem anderen ab, während sie mich fragt: »Kann ... ich ... dir ... helfen?«

Oh, richtig. Ich bin ja auch noch da. Und wirke wahrscheinlich ziemlich suspekt, wie ich hier in der Gegend rumstehe. Nervös zupfe ich an meinem weißen T-Shirt. »Äh, ja, bitte. Ich bin eine von den neuen Ehrenamtlichen. Linny Carson.«

»Ah!«, erwidert sie etwas freundlicher. »Eine von diesen Highschool-Weltverbesserern. Ist es schon wieder so weit? Nicht zu glauben, wie die Zeit vergeht!« Sie schnappt sich ein Klemmbrett und überfliegt eine Liste. »Ich hab hier eine Marilyn Carson. Bist du das, Schätzchen?«

Ich nicke zögerlich, während ich mir gleichzeitig fast den Hals verrenke, um Álvaro hinterherzusehen. Ist er nach rechts abgebogen oder nach links?

»Neben euch fleißigen Bienchen muss ich mich glatt schämen!«, ruft Marla. »Als ich in eurem Alter war, hingen wir zu Hause in Georgia immer nur am Strand rum.« Sie bedeutet mir, meinen Rucksack hinter dem Empfangstresen abzustellen, und dann, ihr zu folgen. Ich trotte hinter ihren wackelnden Pobacken her.

Der Grundriss des Silver Springs erinnert an einen Oktopus – es gibt einen riesigen Mittelteil, von dem aus Flure wie Tentakel in alle Richtungen abzweigen. Die Gänge sind eng, klaustrophobisch und verwirrend. Die ganze Zeit hoffe ich, dass wir hinter der nächsten Ecke auf Álvaro Herrera treffen werden, der sich verlaufen hat und uns auf Spanisch nach einer Karte fragt, aber wir begegnen auf dem

gesamten Weg nur vier oder fünf Bewohnern. Wie aufs Stichwort erklärt Marla: »Die meisten sitzen draußen am Pool und brutzeln in der Sonne. An Tagen wie heute bringen wir sie immer raus. Sollen ja schließlich auch ein bisschen Sonnenschein abkriegen!« Sie zieht am Ausschnitt ihres Oberteils. »Diese Arbeitsklamotten sind kein bisschen atmungsaktiv! Ich schwitz mich kaputt. Schwitzt du auch so?«

Zwischen meinen Brüsten bahnt sich ein nicht enden wollendes Rinnsal seinen Weg. Die sommerlichen Temperaturen haben mal wieder ein Niveau erreicht, bei dem die Vorstellung, in einer Nudistenkolonie zu leben, einen gewissen Reiz bekommt. *Das hier ist Florida*, würde ich ihr am liebsten antworten. *Hier schwitzen alle*.

Ein Schwall sengend heißer Luft schlägt uns entgegen, als wir in den Innenhof treten. Mindestens hundert Bewohner sitzen auf der Betonfläche verstreut herum. Schon mal *Der Gefangene von Alcatraz* gesehen? Irgendwie erinnert mich das Silver Springs an einen Gefängnisfilm. Es gibt einen Pool, aber niemand schwimmt darin. An der hinteren Mauer befindet sich ein verblasstes Wandgemälde, das den Ozean zeigt und bei dessen Anblick ich mich unwillkürlich frage, wann die Leute hier wohl zum letzten Mal den *echten* Strand gesehen haben. Dabei liegt er gerade mal zwei Blocks entfernt.

Marla sagt, dass ich mich die nächsten drei Stunden bei allen hier im Innenhof vorstellen und mich schon mal »ein bisschen mit ihnen anfreunden« soll. Sie drückt mir einen Aufkleber mit der Aufschrift ICH BIN EHRENAMTLER in die Hand und ergänzt: »Mein Burrito wird kalt. Kommst du hier klar?«

Gute Frage. Ich nicke vage, doch alles, woran ich denken kann, sind die Bewohner, die hier im Hof liegen und tief und fest schlafen, während die Sonne sie langsam mumifiziert. Sie sind einfach zurückgelassen worden, genau wie ich. Ihre

Kinder – vielleicht auch ihre Enkel oder Ehepartner – haben sie hier abgeladen und sich aus dem Staub gemacht.

In Filmen liebe ich diese Art von Drama (komplizierte Verwicklungen, vermeintlich unüberwindbare Hindernisse, schwierige Beziehungen), aber im wahren Leben finde ich das alles andere als toll. Was ich allerdings auch erst begriffen habe, als das Drama sich in unsere Familie geschlichen, uns auf die Schultern geklopft und uns eine große Portion Trauer in den Schoß gekippt hat.

Hey, Moment mal.

Die Zurückgelassenen. Das wäre doch eigentlich ein ziemlich cooler Titel für mein Drehbuch, das ich vor ein paar Monaten zu schreiben angefangen habe. Das Drehbuch ist meine Art zu verarbeiten, was mit meiner Familie passiert ist, mit Grace und mit mir. Okay, das klingt jetzt vielleicht ein bisschen kitschig, aber seit meine Schwester verschwunden ist, läuft mein Leben praktisch in Schwarz-Weiß. Wie so ein guter, alter Filmklassiker, nur ohne die schönen Szenen. Wäre mein Leben ein Fernsehsender, würden rund um die Uhr nur traurige Filme laufen.

Ich bin überzeugt, dass Grace alle Farben mitgenommen hat, als sie verschwunden ist.

Ich bin überzeugt, dass Álvaro mir helfen kann, die Farbe zurück in mein Leben zu bringen.

Einstieg:

GRACE' ZIMMER - SPÄTABENDS

Der Raum ist hell und auffallend bunt: leuchtende Grün-, Gelb- und Blautöne.

Am Himmel ist der Vollmond zu sehen, als GRACE mit umgehängter Gitarre das Fenster öffnet und hinauslettert. Sie stellt eine Blechdose aufs Fensterbrett,

an der ein langer Faden befestigt ist. In der Hand hält sie eine weitere Dose. Als sie runterspringt, breiten sich über ihrem Sommerkleid gelbe Flügel aus.

Im nächsten Moment ist sie verschwunden.

Sämtliche Farben im Raum verblassen, bis alles nur noch schwarz-weiß ist.

Unbestimmte Zeit später tritt LINNY ins Bild. Wie hypnotisiert hebt sie die Blechdose auf und flüstert hinein.

LINNY

Wo bist du?

(Pause)

Grace? Wo bist du?

Nach einer weiteren Pause ist GRACE' Stimme zu hören.

GRACE

Weißt du noch, wie Mom uns früher immer aus *Wo die Wilden Kerle wohnen* vorgelesen hat?

LINNY

Ja?

GRACE

So ist es kein bisschen.

LINNY

Oh.

GRACE

Hey, Kopf hoch.

LINNY

Ich kann nicht. Es ist, als würdest du hundert Mal am Tag verschwinden.

GRACE

Wie meinst du das?

LINNY

Ich putze mir die Zähne oder wasche meine Wäsche oder lackiere mir die Fußnägel und plötzlich explodiert in meiner Brust eine Erinnerung an dich, so heftig und plötzlich wie ein Feuerwerkskörper.

GRACE

(mitfühlend)

Klingt schmerzhaft.

LINNY

Ist es auch. Zum Beispiel muss ich daran denken, wie du früher sämtliche Töpfe und Pfannen aus den Küchenschränken geräumt hast, um dir daraus ein Schlagzeug zu basteln, während ich mit Kreide auf dem Gehweg ein Publikum für dich gemalt habe – pinke und grüne Kringel, die jeder für einen deiner Fans standen. Oder wie du damals, als ich sechs war und du acht, angefangen hast, dir im Ballettunterricht das Hinterteil deines Trikots zwischen die Pobacken zu klemmen. Du hast den Stoff so hoch gezogen, wie du nur konntest, und bist dann zum Spiegel gewatschelt und wolltest, dass ich es auch mache. Ich möchte mit dir darüber lachen – und dann trifft mich die Erkenntnis wie ein Schlag, so fest, dass mir fast das Herz stehen bleibt. Jedes Mal wieder. Denn du liegst nicht im Garten in der Hängematte und balancierst ein Buch wie *In die Wildnis* auf den Knien. Du sitzt nicht im Proberaum der Schule am Klavier und gibst mit deinem musikalischen Talent an, während sich eine Schar von Jungs um dich drängt, um einen Hauch von

deiner Grüner-Apfel-Bodylotion zu erhaschen. Und offensichtlich planst du gerade auch keine ausgedehnten Reisen nach irgendwo mitten im Indischen Ozean mit mir oder klopfst an die Wand zwischen unseren Zimmern, weil es zwar schon zwei Uhr nachts ist, du aber viel zu aufgedreht bist, um zu schlafen.

(Pause)

Grace?

LINNY lässt die Dose sinken, steckt den Kopf aus dem Fenster und sieht hinauf in den Himmel.

LINNY

(wütend)

Grace?

Die Szene bricht ab und läuft rückwärts bis zum Anfang zurück.

Sebastian

2.

»Natürlich ist dunkle Materie unsichtbar. Aber dadurch ist sie nicht weniger real.« Aus Astrophysische Kuriositäten auf einen Blick von Professor Boris P. Mangum, S. 8

Siebzehn Jahre lang habe ich mir Geschichten über meinen Vater ausgedacht. Der Kerl ist abgehauen, bevor ich auf die Welt kam – das ist alles, was ich über ihn weiß. Dass er gegangen ist.

Also dachte ich: Vielleicht ist er ein Physiker.

Oder ein Thunfischfischer wie im Discovery Channel.

Oder ein Archäologe, der in einer anderen Dimension gefangen ist.

Folgende Formel habe ich an den Rand meines Lieblingsbuchs gekritzelt:

THEORIE ÜBER ABWESENDE VÄTER #1:

Unsichtbarkeit erfordert Vorstellungskraft.

$x + y = z$, wobei $x =$ Hinweise, $y =$ Geschichten und $z =$ wer er ist

Mom hat meine Vermutungen weder bestätigt noch ihnen widersprochen. Sie sagte immer so was wie: »Sebastian, kann das warten?«

*»Sebastian, nicht beim Essen, *mi amor*.«*

»Sebastian, wir reden später darüber.«

Also fing ich an, mir meinen Dad aus einer Reihe von Möglichkeiten zusammenzusetzen. Ich sammelte Hinweise. Fakten. Wie zum Beispiel die unbeschriebene Postkarte aus Italien auf Moms Nachttisch, die ganz klar darauf hindeutete, dass mein Dad ein venezianischer Gondoliere war. Oder der Baseball hinten in ihrem Schrank, der praktisch bewies, dass mein Vater Profisportler war.

Aus den Hinweisen wurden Geschichten. Ich kam zu dem Schluss, dass mein Vater nicht weniger real war, nur weil ich ihn nicht sehen konnte. Er war so real wie mein Stiefvater Paul, der (zufälligerweise) nicht in der Lage ist, einen Baseball mit hundertvierzig Kilometern pro Stunde zu werfen.

Jetzt ist es halb elf Uhr morgens und ich lümmele in unserem zurückklappbaren Sessel im Wohnzimmer und kaue auf einer Scheibe Toast mit Erdnussbutter herum. Paul biegt in seinem schwarzen Anzug um die Ecke. Bleibt stehen und sieht mich überrascht an. »Sag bloß, du hast es dir anders überlegt, Kumpel.«

Ich massiere den schmalen Streifen über meiner Oberlippe. »Ich – äh – das sind nur ein paar Stoppeln.«

Paul ist Hubschrauberpilot und ein großer Freund von Schnurrbärten. Ich glaube, ich habe ihn noch nie so enttäuscht gesehen wie letzte Woche, als ich ihm sagte, dass ich mir keinen Schnurrbart wachsen lassen wollte. *Er* hat eine richtige Bürste unter der Nase und sieht aus, als wäre er jederzeit bereit für eine Runde Rodeo.

»Ach so«, meint Paul und wirkt enttäuscht. »Na ja, wenn du es dir doch mal anders überlegst, kannst du dir gerne mein Pflegeset ausleihen.«

Der Typ hat ein *Pflegeset* für *Schnurrbärte*.

Ich bete nur, dass mein richtiger Vater nicht auch so ein Teil besitzt.

Ich recke den Daumen in die Höhe und wende mich wieder meinem Toast zu. Es ist nicht so, dass Paul ein schlechter Kerl wäre. Er hat bloß diesen Blick drauf, den er

speziell für mich reserviert hat. Als wäre er ein Biologe, der versucht, eine außerirdische Lebensform zu klassifizieren. Er kneift dann immer die Augen zusammen und man kann ihm seine Gedanken förmlich vom Gesicht ablesen: *Wo kommst du her und was zur Hölle sollen wir mit dir anstellen?* Im Gegensatz zu mir ist Paul kräftig und muskulös und hat ein Faible für alle möglichen Kampfsportarten. Mein bester Freund Micah und ich erzählen einander oft Chuck-Norris-Witze, in denen wir Chuck Norris durch Paul ersetzen.

Während ich in der einen Hand den Teller mit meinem Toast balanciere, ziehe ich mit der anderen mein Handy aus der Tasche (dabei die Balance zu halten, ist eine Kunst) und schreibe Micah: *Wenn Paul Liegestütze macht, drückt er sich nicht nach oben, er drückt die Erde nach unten.*

Die Antwort kommt prompt: *Paul ist der einzige Mensch, der es schafft, ein Tennismatch gegen eine Mauer zu gewinnen.*

Ha. Der war gut.

Ich höre, wie Paul den Motor seines BMW in der Einfahrt aufheulen lässt – und gleich darauf mit quietschenden Reifen davonfährt. Ich schalte den Fernseher an. Auf dem Naturwissenschaftssender erzählt Morgan Freeman mit seiner sonoren Märchenonkelstimme etwas über Wurmlöcher. Im Flur baut mein fünf Jahre alter Halbbruder Luís seine Spielzeugsoldaten auf. Sieben von denen lagen heute Morgen beim Aufwachen in meinem Bett, wo sie über Nacht auf meinem ganzen Körper Abdrücke hinterlassen haben. Am Hintern. An meinem Ellenbogen. Links am Hals. Außerdem hatte ich Knete im Haar. Anscheinend schlafe ich den tiefsten Tiefschlaf aller Zeiten.

Luís brüllt wie ein Löwe und schlägt nach seinen Soldaten. Sie fliegen in alle Richtungen davon und knallen gegen die Wand.

In letzter Zeit ermahnt mich Mom immer, wenn ich mich mit Micah treffe, dass ich wertvolle Geschwisterzeit mit Luís verpasse. »Wenn du erst mal auf dem College bist, kriegen

wir dich doch kaum noch zu Gesicht.« Was sie nicht weiß: Man kann jemanden von ganzem Herzen lieben und trotzdem hassen. Dass ich im Herbst auf die Cal Tech gehen werde, fühlt sich an, als würde mir jemand einen Platz in einem Rettungsboot anbieten.

Vielleicht bin ich immer noch wütend, weil ich der Letzte war, der davon erfahren hat. Paul hat meine Mom vor sechs Jahren geheiratet, unmittelbar bevor sie schwanger wurde. Der Hochzeitstermin stand eines Tages in unserem Familienplaner, ohne dass Mom ihre Heiratspläne bis dahin überhaupt nur erwähnt hatte, und das mit Luís bekam ich zufällig mit, als Mom der Kassiererin im Fiesta Mart von ihm erzählt hat. So fand ich heraus, dass ich einen kleinen Bruder bekommen würde. Durch eine mitgehörte Unterhaltung im Supermarkt. Als Mom und Paul mit Luís aus dem Krankenhaus kamen, wirkten sie so – ich weiß auch nicht. Vollständig? Mir war gar nicht bewusst gewesen, dass mir diese Art von Liebe fehlte, bis ich sie auf einmal direkt vor der Nase hatte. Luís mit seinen beiden Eltern. Luís mit seinem Dad.

Plötzlich verspüre ich das dringende Bedürfnis, auf irgendetwas einzuschlagen.

Das Telefon klingelt und Mom ruft: »¡Lo conseguí!« Und dann noch mal auf Englisch: »Ich geh ran!« Ich hasse es, wenn sie das macht. Vor Paul haben wir hier im Haus nur Spanisch gesprochen. Freitags gab es *ropa vieja* zum Abendessen. Und dann rollten wir alle Teppiche im Wohnzimmer beiseite, damit Mom mir Salsa beibringen konnte.

In der Küche: Moms Stimme. Sie lacht nicht. Normalerweise lacht sie am Telefon immer – selbst wenn mal wieder ein Verkäufer dran ist, der versucht, ihr irgendwelchen Quatsch anzudrehen. Vielleicht ist es ihr Chef, der wissen will, ob sie im Diner noch eine Schicht übernimmt. Eine Schranktür knallt zu.

Luís hat sein gesamtes Regiment dem Erdboden gleichgemacht und richtet seine Aufmerksamkeit nun auf den Fernseher.

NICHT umschalten. Morgan Freeman schaltet man nicht weg!

Gerade als Luís anfängt, auf der Fernbedienung herumzudrücken, kommt Mom ins Wohnzimmer. Sie hält immer noch das Telefon in der Hand. Ihr Gesicht ist nass. Ihre Stimme erinnert mich an einen sterbenden Dinosaurier. »Luís« – ersticktes Räuspern – »ich muss mal mit Sebastian reden. Allein.« Als mein kleiner Bruder sich nicht rührt, schreit sie: »Luís, *ándale, ándale!*« Und dann verliert sie noch mehr die Fassung, weil ihr einfällt, dass er die Sprache nicht versteht. Schließlich kapiert er doch, was Sache ist – der Ausdruck auf ihrem Gesicht sagt mehr als tausend Worte –, und verkrümelt sich.

Währenddessen hängt mein Herz irgendwo auf Höhe meiner Kniekehlen.

»Äh, was gibt's«, frage ich nervös und stecke mir das letzte Stück Erdnussbuttertoast in den Mund.

Ihre dunklen Locken stehen in alle Richtungen ab. Sie wirkt verwirrt und reibt sich die Augen. »Du kennst doch den Mann, der dieses Buch über Miami geschrieben hat?«

Geht's ein bisschen genauer?, will ich fragen. Aber mir klebt ein dicker Batzen Erdnussbutter am Gaumen. Daher klingt das, was aus meinem Mund kommt, eher wie: »Gag'ch an bigch gegggg?«, gefolgt von einer Reihe seltsamer Grunzlaute, weil ich versuche, besagte Erdnussbutter irgendwie von besagtem Gaumen zu lösen.

Dann lässt sie die Bombe platzen. Hiroshimamäßig.

»Álvaro Herrera. Er ist dein Vater. Oh Gott. Oh *Gott*.«

Ich schnappe nach Luft. Dadurch rutscht mir der Erdnussbutterklumpen in den Hals und bleibt dort stecken. Ich weiß nicht mal, wer Álvaro Herrera überhaupt ist, aber ich kann nicht glauben, dass sie endlich mit der Sprache

rausrückt. Und noch weniger kann ich glauben, dass ich gerade erstickte!

»Sebastian?«, sagt Mom. »Sebastian!«

Ich stürze nach vorne, raus aus dem Sessel, und falle auf alle viere. Mom haut mir mit der Hand auf den Rücken – sechs Mal, wenn ich richtig mitgezählt habe –, bis ich einen Brocken Toast auf den nagelneuen Teppichboden huste. Er hat in etwa die Form von Michigan.

»Oh mein Gott«, krächzt Mom und sinkt neben mir auf die Knie. »Oh mein Gott, Sebastian.«

Mein Hals ist ziemlich gereizt, aber das hält mich nicht vom Sprechen ab. »Wer ... ist ... er?«

Sie schlägt die Hände vors Gesicht. »Du kennst ihn nicht?«

Ich schüttele den Kopf. Hier drin ist es auf einmal so warm.

»Er ist ein – na ja, ein Schriftsteller. *Mitternacht in Miami*. Von dem Film hast du vielleicht schon mal gehört. Er hat die Romanvorlage geschrieben.«

Ich fahre hoch. »Der Typ? Ist der nicht tot?«

»Er lebt noch, Sebastian.«

»Warte. Wer war das gerade am Telefon?«

»Deine Tante Ana. Sie arbeitet in der Geriatrie, weißt du noch? Über ihre Verbindungen zu den Altersheimen hat sie irgendwie erfahren, dass er wieder da ist, und ich ...« Sie holt tief Luft. »Jemand hat ihn in Miami gesehen.«

»In einem *Altersheim*? Wie alt ist der Typ? Weißt du, was – ist mir egal. Ich fliege nach Miami.«

»Ganz sicher nicht!«

Verwirrt runzle ich die Stirn. »Was?«

»Ich sagte: Ganz. Sicher. Nicht!« Sie sieht zur Zimmertür. Auf dem Flur steht Luís und linst herein. Wir müssen einen ziemlichen Anblick abgeben, wie wir da auf dem Teppich knien, Mom kurz vorm Heulen und ich zusammengekrümmt wie ein verängstigtes Äffchen.

»Warum hast du es mir denn dann verflucht noch mal erzählt?«, frage ich.

»Sebastian! Achte auf deine Wortwahl.«

»Na schön. Warum hast du es mir denn dann *vermaledeit* noch mal erzählt?«

»Darum!« Sie wirft die Hände in die Luft. »Weil ich Angst hatte, dass du mich noch mal nach ihm fragst und ich ... Ich bin in Panik geraten, okay?« Sie deutet auf den Fernseher. »Was, wenn es in den Nachrichten kommt? Was, wenn ich morgen hier reingekommen wäre und du ihn im Fernsehen gesehen hättest und ich dich hätte *anlügen* müssen?«

Meine Stimme klingt plötzlich schärfer als beabsichtigt. »Inwiefern ist das anders als das, was du mein ganzes Leben schon gemacht hast?« Wäre ich mal wieder der Letzte gewesen, der davon erfahren hätte?

»Hey. Das ist nicht fair. Ich habe das nur getan, um dich zu beschützen.«

»Wovor?« Ich zeige auf den Fernseher, als würde Álvaro Herrera jeden Moment herausspringen. »Vor einem Kerl in einem Altersheim, dem ich noch nie begegnet bin?«

»*Sí!*«, schreit sie. »*¡Exactamente!* Ganz genau! Er hat mich *verlassen*, Sebastian. Verstehst du?«

»Nein! Ich verstehe überhaupt nichts. Wie denn auch, wenn du mir nie was erzählst?«

Sie beißt die Zähne zusammen. »Also schön. Wir haben uns bei einem Filmfestival kennengelernt, bevor ich nach Kalifornien gezogen bin. Ich habe gerade versucht, meine Schauspielkarriere in die Gänge zu bringen, und Álvaro – er hat meinen ersten Film gesehen. Es war nur eine kleine Rolle, aber er meinte, ich sei gut gewesen, und dann führte eins zum anderen. Vier Monate später hat er mir einen Antrag gemacht. Er hatte einen Ring, Sebastian – Pläne für die Hochzeit, das volle Programm. Und dann ist er einfach gegangen. Ich war mit dir schwanger, aber er ... er hat es nie erfahren. Nachdem er mich verlassen hatte, fand ich, er hätte nicht das Recht dazu.«

Das ist furchtbar. Einfach nur furchtbar. Trotzdem ...

»Es tut mir leid«, sage ich leise und stehe auf. »Es tut mir *wirklich* leid, was da passiert ist. Aber nur, weil er dich verlassen hat« – sorgfältig wähle ich die Worte – »heißt das nicht, dass ich ihn nicht kennenlernen darf. Vielleicht hat er sich ja geändert.«

Mom klingt so müde. »Die Menschen ändern sich nicht.« In der Theorie gibt es für alles eine Erklärung. Deswegen liebe ich Physik. Wenn man wissen will, warum eine Ananas und ein Schinken-Käse-Baguette gleich schnell nach unten fallen, wenn man sie vom Dach eines Gebäudes wirft, hat die Physik darauf eine logische Antwort. Außerdem gibt es haufenweise Theorien mit herrlich bescheuerten Namen. Zum Beispiel den »Satz vom gekämmten Igel«. Kein Witz.

Allein letztes Jahr habe ich *Astrophysische Kuriositäten auf einen Blick* von Dr. Boris P. Mangum ganze sieben Mal gelesen. Ich schreibe meine eigenen Theorien an den Rand. Über physikalische Phänomene, aber auch über all die Rätsel in meinem eigenen Leben.

Mein Gedanke war: *Wenn ich eine Erklärung für die Mysterien des Universums finden kann, dann finde ich doch wohl erst recht eine Lösung für das Rätsel um meinen Dad.*

Und: Für alles auf der Welt sollte es eine rationale Erklärung und sinnvolle Ordnung geben.

Sollte ist hierbei das entscheidende Wort.

Einen Thunfischfischer hätte ich verstanden. Ich hätte auch verstanden, wenn mein Vater in einer anderen Dimension festgesessen hätte. Einen zweiundachtzigjährigen vermeintlich toten Kultfilmstar hatte ich dagegen nicht mal auf dem Schirm.

THEORIE ÜBER ABWESENDE VÄTER #2:

Das Ende der Unsichtbarkeit steht in direktem Zusammenhang mit dem Beginn der Komplikationen.